

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Vive le Roi!
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

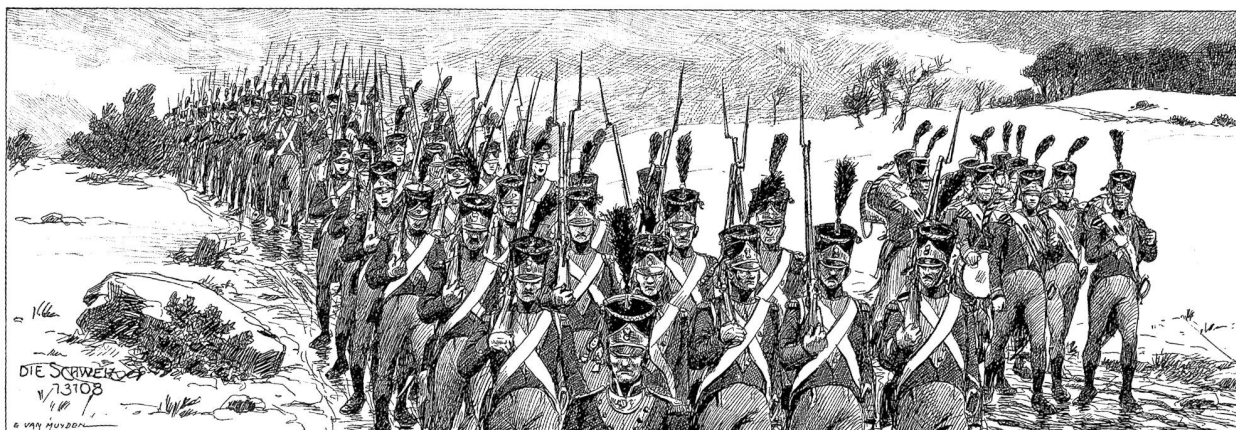
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Freiburg 1806. Kopfleite von Gvert van Huyden.

« Vive le Roi! »

Roman aus den Vendeerkriegen von **Thibelle Kaiser.**

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erstes Kapitel. **Marquise Pia.**



Der König war tot.
Im Schloß von Hauteroche herrschte an diesem Sonntagmorgen beim Frühstück die ernste Stimmung, die ältern Leuten ziemt, die stets in banger Erwartung großer Ereignisse dahinleben.

Nur die Herrin, die Marquise Pia, war jung wie der Morgen, der taufirsch durch die offenen Fenster drang, und sie lächelte ihren Gästen zu, mit dem stillen Lächeln des Trostes inmitten einer tiefen Trauer.

Der König war tot, und niemand konnte sich des erwachten Frühlings freuen: er stieg in einer blutigen Morgenröte auf.

Die Hand des alten Herzogs von Civrac zitterte leicht, als er seine Tasse erhob: „Meine Tochter, haben Sie Nachrichten von Michael?“

Pia reckte sich, ihre Miene nahm den naivhochmütigen Ausdruck eines sehr jungen Weibes an, dessen Gemahl in den Krieg gezogen und auf dem Weg ist, ein Held zu werden.

„Mein Vater, denkt Euch, sie haben Vignier geschlagen und Jalais, Chemillé, Chollet und die gesamte Artillerie genommen. Man sagt, sie marschieren gegen Bressuire.“

„Ach, und unter welchem Führer?“

„Ihre Führer sind Cathelineau, ein Bauer, und La Rochejacquelein, ein Marquis.“

„Nicht übel!“ jagte der Herzog; „wir brauchen Dünger auf die alte, poitevinische Erde, wenn unsere Saaten reifen sollen.“

Die verwitwete Frau von Maillan klagte: „Wenn das royalistische Heer nicht in Bressuire einziehen kann, so sind wir verloren.“

„O gewiß!“ stimmte die kleine Marquise Pia bei, mit der Unerfrohenheit der blühenden Jugend. „Man hat bereits die Nationalgardien einberufen, und wir sind die Rebellen, wie es scheint — es befinden sich auch zu dieser Stunde noch zwanzig Diensthofen im Schloß, fähig, die Waffen zu tragen.“

„Aber sie gingen doch nach Mallièvre, um ihre schwarze oder weiße Kugel zu ziehen?“

„Allerdings, und morgen werden sie gezwungen sein, sich mit ihren Herren zu schlagen. Ich habe manchen im Verdacht, daß er begeistert zu den Republikanern übertritt. Diese Lakaien sind wie junge Fohlen, die Freiheitslust wittern und übermütig ausschlagen. . . Da ist der Stallknecht Rubin le Gudin, den ich zum Piqueur erhob; nun, der hält gar nicht hinterm Berg mit seinen revolutionären Ideen. Na, die Gleichheitslehre ist Weißbrot für diese Leute!“

„He, he, he!“ hohnlächelte der Herzog, „dieser Sturmwind, der von Paris bläst, peitscht ihr Lakaienblut.“

Dibier von Hauteroche, ein Bübchen hoch wie das Maiengras, trat ein. Er trug eine kleine Trommel am Bändel und einen Holzdegen.

„Sag, Mütterchen, wann werd' ich mich schlagen können für den lieben Gott und den König?“

„Wann wir zu deinem Vater gehen, mein Liebling.“

„Aber, wenn er tot ist, der König, . . . wenn die Bösen ihn geköpft haben, kann man ihm doch nicht mehr das Leben geben?“

„Oh, mein Sohn, wisse, daß die Könige niemals sterben! Der König ist tot, es lebe der König! Man köpft nicht eine ganze Dynastie. Der Sohn des heiligen Ludwig ist in den Himmel zurückgekehrt. Aber Ludwig der Siebzehnte lebt im Gefängnis des Temple.“

„Im Gefängnis? Warum?“ fragte Dibier.

„Weil er ein Bourbone . . .“

Der alte Herzog mischte sich ins Gespräch mit hochfahrendem Spott: „Ganz einfach: derjenige, der über seine Brüder ragt, wird um einen Kopf verkleinert, das ist praktisch bethätigte Gleichheit! Bah, sie belustigen sich in Paris damit, den Thron zu zertreten; aber die Fußtritte der ‚Sansculottes‘ werden das Königtum nicht töten. . .“ „Ebenso wenig, als sie Gott zermalmen, wenn sie die Carmagnole auf allen Altären tanzen!“ erklärte Pia stolz. „Seht nur her!“

Sie schritt durch den Saal, leicht schwebend in ihrem dunkeln Gewand, und ihr blondes Haupt hob sich wie eine lichte Blüte aus schwarzem Kelch. Sie trat in ein Nebenzimmer und kehrte sogleich wieder mit einer langen Rolle, die sie langsam und andächtig unter allgemeinem Schweigen abwickelte, zurück. Der Seidenstoff rauschte, sie hob ihn empor: ein goldenes Kreuz erschien.

Alle Anwesenden bekreuzten sich.

Dann strahlten drei goldene Lilien auf der weißen Seide und darüber die Worte: »Vive le Roi!«

Alle standen auf.

Ihre Fahne! Die Fahne des katholischen royalistischen Heeres! Pia strahlte. — „Werden sie nicht siegen durch dieses Zeichen, unsere neuen Kreuzfahrer? Ich schnitt diese Fahne aus meinem Hochzeitskleid. Nie habe ich mit solchem Eifer gestickt.“

Der alte Abbé Gouret, einer jener unbefleckten Priester, die aus Frankreich verbannt wurden und die treu dem alten Glauben der Väter die Messe im tiefen Wald lasen, diemal die Rebellen auf dem Moos knieten, trat vor, nezte seine Finger im Weihwasserbecken und besprengte die heilige Fahne: »In nomine Patris et Filii . . .«

„Die Pistolen zur Hand!“

Dieser jähe Befehl klang wie eine Kriegsfanfare im Schloßhof. Alle erbehten. Frau von Maillan ließ ihre Tasse fallen, die klirrend brach.

Der Priester vollendete seine segnende Gebärde, ohne nur mit der Wimper zu zucken: »et Spiritus sancti! Amen!«

Der Galopp von fünfzig Pferden, die im Schloßhof stampften, überdönte seine Stimme. Ausrufe des Entsetzens wurden laut. Pia trat zum Fenster: die Republikaner umringten die Domäne. „Die Blauen sind da!“

Sie löste die Fahne vom Schaft, faltete sie zusammen, rief ihren Sohn und schob sie ihm auf die Brust. „Da, Didier, dies wird dich warm halten . . .“ — Dann nahm sie den Arm des alten Herzogs von Civrac: „Kommt, mein Vater, unsere Gäste zu empfangen!“

Und beide, mit stolzen Nacken schritten die Treppe hinunter, als handle es sich darum, Freunde aus der Nachbarschaft willkommen zu heißen, die da kamen, eine fröhliche Saubatz im Bocage mitzumachen, und nicht darum, sich selbst wie eine Beute den wilden Bestien zu liefern.

Die Gendarmen, die Pistolen in der Hand, grüßten das Paar . . . Dann verlasen sie einen Befehl des Bezirksgerichtes, der lautete: „Herr und Frau von Hauteroche, die im Schloß anwesend, sind gefangen zu nehmen!“

„Wir sind bereit,“ sagte der alte Herzog.

„Man durchsuche den Park!“ befahl der Brigadier. „Sie sind beschuldigt, Pulver und Munition vergraben zu haben. Öffnet die Stallungen, wir brauchen Pferde und Fourage!“

Die Marquise willfahrte gnädig und ging den Soldaten voraus. Sie kannte die geheime Grube genau; aber sie war entschlossen, nichts zu verraten. Die Natur half ihr. Wie sie an der Stelle vorbeischnitt, sah sie, daß der Rasen der Waldung mit Primeln und Maßliebchen bedeckt war und zart den frischgepflügten Boden verschlei-

erte. Die Soldaten gruben hier und dort an verdächtigen Stellen; doch kein Verdacht streifte auch nur den über Nacht erblühten Boden.

Pia freute sich des mitschuldigen Frühlings.

Sie kehrte ins Schloß zurück, eskortiert von zwei Gendarmen, die ihr bis ins Schlafgemach folgen wollten.

„Erweist mir die Ehre, zu glauben, daß ich Euch folgen werde; ich hätte fliehen können, als Ihr kamt. Laßt mich allein, daß ich mich kleide!“

Mürrisch willigten sie ein.

Die alte Frau von Maillan hatte sich in aller Eile verkleidet. Sie sah wie eine ehrwürdige Haushälterin aus unter der weißen Haube, die ihre schneeigen aristokratischen Backen verdeckte. Sie flehte Pia an, sie nicht zu verraten.

„Aber, was denkst du auch, meine gute Manette . . .“ sagte sie mit lauter Stimme, als die Soldaten die Thüre öffneten; „schick mir doch meinen kleinen Didier herauf und gib in der Küche Befehl, daß man diese braven Leute erfrische!“

Demütig wie eine Magd schlich Frau von Maillan an den Brigadieren vorbei und erschien nicht mehr.

Der Abbé Gouret hatte sein Priesterkleid angezogen und wartete im Hof. — „Ich gehe mit Euch, meine Tochter!“

Didier hatte sich wie ein kleiner Soldat ausgerüstet und erwartete in martialischer Haltung den Befehl zur Abfahrt.

Die roten Ochsen wurden dem schweren Wagen vorgespannt. Der alte Herzog, die Marquise Pia und der Abbé stiegen ein.

„Und Herr von Hauteroche?“ frug der Anführer.

„Ich bin es!“ sagte das Kind und stieg in den Wagen.

Der Herzog von Civrac bemerkte: „Wohl, Citoyens, euer Verhaftungsbefehl lautete auf den Marquis und die Marquise von Hauteroche. Es stimmt: wir sind vier! Vorwärts!“

Die Ochsen zogen langsam an.

Die Gendarmen und zweihundert Freiwillige gaben ihnen das Geleit und trieben die Pferde an, die sie in den Ställen der Adligen für den Krieg in Beschlag genommen hatten.

Pia sah die Türme ihres Schlosses verschwinden wie ihr vergangenes glückliches Leben.

Was stand ihr bevor? Das Gefängnis wie ihrer Königin oder das Schafott wie ihrem König?

Aber sie war jung und glaubensfelig. An diesem Aprilmorgen, wo die Osterglocken die Verkündigung der Auferstehung über das Bocage hin ertönen ließen, fühlte sie, daß die Hoffnung dem Schicksal noch herausfordernd ins Antlitz sah.

Die blaue Sèvre glitzerte in der Sonne.

Die Dornenhecken prangten in rosigem Blust, die Wiesen schwelgten in blühender Freude, es war, als hätte die barmherzige Natur einen Goldschleier über alle Greuel der Zukunft geworfen, auf daß die mutige junge Frau, die ihr entgegenfuhr, mit ihrem Kind auf dem Schoß nicht angstvoll zurückbebe.

An den Pforten von Breffuire schrie das Volk: „Die Aristokraten! . . . Drauf! Drauf!“ und junge Burschen hißten die Freiheitsmütze auf hohe Stangen.

Man wollte sie nach der Festung der Forêt-sur-Sèvre führen, die schon mit Gefangenen überfüllt war. Aber die Gendarmen, die wußten, daß dort eine Massen-niedermeßlung zu fürchten war, sprachen zu Gunsten der Adligen, die sie gut empfangen und höflich behandelt hatten.

Der Wagen hielt vor der Kirche von Bressuire.

Das war ihr Kerker.

Der Abbé Gouret trat schier freudig ein. — „Oh, ich werde da wie daheim sein. Ich bin kein Verbannter mehr.“

Das Gotteshaus schloß sich hinter den Gefangenen.

Zweites Kapitel. *Ite, Missa est!*

Fünftausend Republikaner besetzten Bressuire unter der Führung des Generals Quétineau.

Hundert Gefangene schmachteten in der Kirche, als die Schloßherren eintraten. Es sah mehr nach einem Lazarett als nach einer heiligen Stätte aus.

Auf den Steinplatten, wo gestern noch Gläubige gekniet, lagen Strohbindel ausgebreitet, darauf die Verurteilten kauerten. Wenn auch Gott nicht mehr hier wohnte, fühlte man, daß Er vorbeigeschritten. Ein leiser Weihrauchduft schwebte über dieser Menschenherde, und von den stillen gotischen Gewölben, von der stummen Orgel stiegen noch beharrliche Botschaften des Friedens und des Wohlwollens hernieder.

Entheiligt lag der Altar und verödet, die heiligen Gefäße waren fort, die frommen Bilder zerrissen, ein Herz Jesu war von einem echten republikanischen Säbel durchbohrt; aber ein großer unversehrtter Christus starb noch an seinem hohen Kreuz inmitten des Schiffes und streckte die Arme gegen die Unglücklichen, die zu ihm emporschrieten. Er neigte das Haupt und schien zu sagen: „Lernet von mir; denn ich bin sanft von Herzen und geduldig!“ Die hohen Bogenfenster öffneten sich auf den Hauptplatz der Stadt.

Der alte Herzog und Pia hatten dort auf Bänken ihren Beobachtungsposten aufgestellt; denn man sagte, das Heer hätte den Befehl erhalten, nach den Aubiers zu marschieren, um die Rebellen zu vernichten.

Es war gegen Sonnenuntergang, als die lauerten Gefangenen das ferne Geseum eines mächtigen Bienenschwarmes, das dumpfe Grollen eines flutenden Meeres zu vernehmen glaubten. Es wuchs, vervielfältigte sich, widerhallte im steinernen Bau, wurde bestimmter und nahte als furchtbare Gewaltsercheinung.

Eine dunkle Masse rückte von der Straße her. Diese dumpfe Flut war der Abmarsch eines Heeres, dieses Bienensummen der Hymnus der Revolution.

Unter dem Anprall dieser Stimmen erzitterten die Kirchenscheiben, und die Zuschauer erblaßten, die ohnmächtige die Männer vorbeiziehen sahen, die singend ihre Söhne, ihre Brüder töten gingen.

«Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons!
Marchons! Qu'un sang impur abreuve nos sillons!»

Das unreine Blut, es war das Blut der Adligen und der Bauern, die dem König und dem Altar treu geblieben waren, französisches Blut! Eine Fahne wehte; sie war rot und weiß und blau. Es war die Flagge der blutjungen Republik.

Da waren keine Lilien mehr zu sehen: man hatte sie geschändet; kein Kreuz: man hatte es zer schlagen; kein König: man hatte ihn enthauptet.

Aber diese Fahne trug in ihren Farben die Freiheit der Welt. Der Gesang stieg auf mit heißem Flügel-schlag, mit dem harten metallischen Aufleuchten einer Messerscheide.

Eine heilige Begeisterung klang aus den Stimmen. Es war, als ob die Seele des ganzen Volkes mit dem Aufschrei der Empörten, den Ketten der Gefangenen, mit dem Waffengeklirr, dem Schluchzen der Weiber, dem Röcheln der Opfer, dem Blute des Schafotts und dem Eynismus der Henker in den wilden Psalm der Revolution hinübergegangen wäre.

Dieses Lied war der Aufruf des in Gefahr schwebenden Vaterlandes! Es war stark wie das Volk und roh wie die Massen.

Pia von Hauteroche hörte es zum ersten Mal:

«Entendez-vous dans nos campagnes
Mugir ces féroces soldats?
Ils viennent jusque dans nos bras
Egorger vos fils, vos compagnes!»

Die grimmigen Soldaten, das waren zur Stunde Bauern ohne Waffen, und ihr Mann, der sie befehligte, war mit einer Pistole im Gurt ausgezogen.

Was würden sie beginnen gegenüber dieser eisernen Mauer?

Welches dieser Bajonette, die rot im sterbenden Sonnenglanz aufglühten, würde das Herz durchbohren, an das sie vertrauend lehnte in den seligen Tagen des Glückes, das Herz des Vaters ihres kleinen Didier!

Sie sangen mit Absicht lauter beim Defilieren vor der Kirche, wo angstvolle Gesichter, gegen die Scheiben platt gedrückt, wachten. Der alte Herzog blickte ihnen nach: „Werden sie morgen noch singen?“ fragte er sich leise.

Pia hoffte wieder. Warum nicht? Die Rebellen hatten zwar weder Kanonen noch Gewehre; aber der Glaube zog mit ihnen: das heißt, die gesamte Artillerie des Himmels.

Die Nacht verging in Gebeten.

Beim Morgengrauen stiegen Siegesgeräusche mit der Sonne auf. Waren die „Weißen“ besetzt?

Der Tag ging hin, im trägen Schleichen der unerbittlichen Stunden.

Plötzlich, gegen Abend stieg wieder dasselbe Rauschen eines flutenden Meeres von der Ebene auf, dasselbe Summen eines mächtigen Schwarmes, aber ohne Kadenz und ohne Wohlklang.

In atemloser Spannung drückten die Gefangenen die Stirne an die Scheiben.

Kam der Mord aus dem Thal, um ihre letzte Stätte zu überfallen? Eine dunkle Masse, in zügelloser Hast, brach jäh aus dem offenen Land in die Stadt; es war kein Marsch mehr, sondern eine Flucht, kein Gesang, ein Schreien: «Sauve-qui-peut!» — die Marseillaise der Niederlage!

„Citoyens, Hilfe! Die ‚Brigands‘ folgen uns . . . zündet Lichter an, zündet Lichter an!“

Diese angstgepeitschten Männer waren die tapfern Soldaten, die gestern singend ausgezogen; sie flohen vor einem unsichtbaren Feind, der jäh bei den Aubiers aus

der Erde emporstieg, in den Wällen sich verschanzte, aus dem Hinterhalt der Hecken schoß, ohne je einen Schuß zu verlieren, und der niemals den Gegnern die Stirn bot. Die Reihen der „Blauen“ lichteteten sich, ohne daß sie erwidern konnten. Es war, als ob die blühenden Bäume, die Dornen, die Blütensträucher, die Mauern selbst feindselig gestimmt auf sie schossen, und jäh erscholl von allen Seiten wildes Rufen: „Es lebe der König!“ das vom Echo der Wälder so fürchterlich vermehrt wurde, daß das nach allen Regeln der militärischen Kunst geübte Heer irregeführt, vor einer Handvoll mit Senen und schlechten Jagdflinten bewaffneter Bauern weichen mußte.

Die Besiegten verhöhnerten ihren General.

„Stellt Schildwachen auf bei allen Thoren!“

Niemand gehorchte.

Die Soldaten riefen: „Laßt die Gefangenen niedermeßeln!“ und sie bemächtigten sich der elf Bauern, die man ihren Gehöften entrißen hatte, und schleppten sie an die Kirchhofmauer, stellten sie da auf und ließen sie durch Säbelhiebe zerhacken.

Der alte Herzog legte die Hand auf Pias Augen: „Meine Tochter, blickt in Euch!“ und er wandte sich ab.

In den folgenden Tagen blies der Wind des Schreckens und der Verwirrung über die Stadt und über das republikanische Heer: man vernahm, daß die Royalisten Argenton-le-Château eingenommen und gegen Bressuire marschierten.

Der Wind, der Schrecken und Bangen durch die Stadt streute, blies Hoffnung durch die Fenster des Gotteshauses.

Die Gefangenen sangen: „Gloria in excelsis Deo!“ Ihre Brüder waren unterwegs, das katholisch-royalistische Heer kam, sie zu befreien. Würden sie ankommen, ehe die Todesstunde für sie schlug?

Der alte Herzog verließ seinen Wachposten nicht und befragte die Ebene. Einige Reiter, die auf Rekognoszierung ausgesandt wurden, kamen mit verhängtem Zügel zurück: sie glaubten in der Ferne eine feindliche Kolonne zu erblicken. Der Herzog richtete sein Fernrohr: er sah einen Bauer, der seinen Acker pflügte mit einer Kolonne von acht Ochsen.

Der Herzog hörte, wie Befehl gegeben wurde, die Stadt zu räumen. Der General entschloß sich, den Rückzug auf Thouars anzutreten.

Da sprach der Abbé Gouret zu den Gefangenen: „Meine Kinder, Mut! Nun werden wir mit dem Heer fortgeschleppt oder massakriert!“

Der Herzog befahl: „Berrammelt die Pforten, laßt die Kirche unsere Festung sein, wenn sie uns angreifen! Haltet fest! . . . Eine Stunde nur; die Hilfe ist schon unterwegs . . .“

Schon rollten hundert geschäftige Arme die Bänke, die Chorstühle, die Matratzen gegen das einzige Thor und richteten einen Schutzwall auf; diejenigen, die Waffen trugen, verschanzten sich hinter den Lücken des Turmes, die als Schießscharten dienten. In einem Nu wurde die Kirche zur Zitadelle.

„Und jetzt, meine Kinder, erhebt eure Herzen zu Gott . . . wir haben noch Zeit, eine Messe zu lesen!“

Der Abbé Gouret legte seine Stola um, stieg zum

Altar empor, machte das Zeichen des Kreuzes und begann das Amt zu halten.

Ein großes Schweigen herrschte beim Klang seiner Stimme: „Quia tu es, Deus, fortitudo mea, quare me reppulisti? . . . et quare tristis incedo, dum affligit me inimicus?“

Da fielen wuchtige Faustschläge auf die Klinke der Thüre. Der Schlüssel kreischte.

Angeichts des unerwarteten Widerstandes dieser verschlossenen Pforte wurden Flüche laut.

„Die Gefangenen! Tödet die Aristokraten! Ventresaint-bleu! Man öffne, oder wir schießen!“

Bei diesem jähen Angriff und beim Klang der Todesdrohungen sprangen die knienden Belagerten entsetzt auf und suchten einen Ausgang, einen Schlupfwinkel.

Aber der Priester, ohne sich beirren zu lassen, erhob die Stimme wie zum Befehl und fuhr fort: „Quare tristis es, anima mea, et quare conturbas me?“

Flintenkolben schlugen mit verdoppelter Wucht auf die Thorflügel . . .

Die Gefangenen waren wieder in die Kniee gesunken, und ein betendes Gemurmel zog durch die Reihen: „Herr, verzeih' uns unsere Sünden und führ' uns zum ewigen Leben!“

Wachsende Mut that sich kund in den wiederholten Aufforderungen der Republikaner: „Werdet ihr aufmachen! Verdamnte Hunde!“

„Dominus vobiscum!“

„Teuflicher Pfaff! Litaneienstotterer! Warte nur, bis wir dir den Mund mit einer Kugel stopfen!“

Schüsse krachten. Die Geschosse drückten sich an den Mauern der Festung platt.

„Gloria tibi, Domine!“

Scheiben flogen in Splitter.

Die Kugeln bahnten sich einen Weg, sie piffen leise unter den Gewölben und prallten gegen die Pfeiler.

„Das wird dir den Geschmack der Hostie vertreiben!“ höhnten draußen die Angreifer.

„Erstürmt die Kirche, umzingelt sie, brecht die Thüre ein!“ Die Glasfenster wurden eingeschlagen. Nur ein leichtes Drahtgeflecht schützte noch die Gefangenen gegen den mörderischen Einfall. Schon erschienen feindliche Gesichter, Männer kletterten an den Mauern empor.

„Misere nostri!“ rief der Priester, und hundert Stimmen schrieen himmelwärts um Gnade.

Der greise Herzog, am Posten aufrechtstehend, wachte, die Pistole in der Hand; er zielte auf die Stirn des ersten Erstürmers und ließ ihn ins Friedhofgras hinunterkollern.

Neben ihm stand ein alter Bauer aus dem Bocage, der mit einem Beil bewaffnet die Hände abhackte, die sich tastend an die Eisenstäbe klammerten.

Weggeheul ertönte.

Scharfer Rauch erfüllte die Kirche. Brennende Scherwollballen flogen durch die zerhockenen Scheiben.

„Läutet Sturm!“ befahl der Herzog.

„Sursum corda!“ psalmobierte der Priester.

Zwanzig Männer bestiegen den Turm, die Frauen hingen sich an die Seile, und bald erscholl die Sturmglocke höher als die Stimme des Amtenden, höher als die Pistolenschüsse, das Wutgeheul und die Gebete und

flehte um Hilfe für diese Kirche, die sich zum lebendigen Brandopfer zu verwandeln drohte.

Am Altar sang der Priester das Vaterunser . . . und die geknehten Menschen hofften auf ihren Vater, der im Himmel ist . . .

Der Herzog von Civrac hatte seinen Wachtposten nicht verlassen. Er „sah“ . . .

War es diese jäh erwachte Glocke, die ihr „Deum adoro!“ verkündete, diese Glocke, welche die Blauen die Teufelsfanfare nannten, die Verwirrung und Schrecken durch die Reihen der Anstürmer verbreitete?

Die Ereignisse nahmen eine neue Wendung.

Die Soldaten wandten sich ab, wichen entsetzt zurück, flohen durch die Gassen, warfen ihre Säcke ab und vergaßen ihre Fahnen.

In einem Augenblick stand der Platz wie rein gefegt; die Gefangenen sahen nichts davon.

Die Sturmglocke läutete.

Alle waren beschäftigt, die Feuerbrände zu ersticken. Das Wasser fehlte. Ein dichter Rauch verschleierte die Kirche. Da befahl der Herzog mit erhobener Stimme: „Reißt die Barrikade nieder — — — Bahnt einen Weg!“

Ausrufe des Unwillens, der Weigerung ertönten: „Nein! Lieber durch das Feuer sterben, als durch die Messer!“

Der Herzog wiederholte seinen Befehl gebieterisch.

„Reißt die Barrikade nieder, sage ich euch!“

Diese Stimme klang wie eine Befreiungskunde.

Hatten sie ihn nicht als ihren Anführer anerkannt, als denjenigen, der sie durch seinen Belagerungsbefehl vor Ermordung rettete? Schon eilte Pia mit dem guten Beispiel voran und machte sich an die Verschanzungen, und alle halfen und zerstörten, was sie aufgebaut.

„Dona nobis pacem!“ sagte der Priester.

Die Stimme der Glocke klang freudiger.

Der Turm „sah“, was durch die Felber schritt.

Als das Schiff der Kirche wieder frei lag, stieg der Herzog von seinem Posten, schritt geradeaus zur Thüre und schob die Riegel zurück.

Die ganze Herde der Gefangenen wich entsetzt bis zum Chor, zu den Füßen des Heiligtums, wo der Abbé Gouret, wie entrückt, in hehrer Ruhe die Messe weiterlas, ohne eine Gebärde zu vergessen, ohne eine Vitanei zu verstümmeln.

Pia blieb an der Seite ihres Vaters, Didier auf den Armen, bereit zu allem, was ein Civrac befahl.

Er öffnete die Thüre, sperrangelweit.

„Deus benedicat vos!“ flüsterte der Priester und streckte die Arme aus über die Unglücklichen, die zu seinen Füßen knieten, an seinen Rock sich klammerten.

Die Sturmglocke schwieg still.

Da erscholl frenetischer Siegesjubel durch die Stadt: „Vive le Roi! Es lebe der König!“ Er stieg die Treppe zur Vorhalle hinan, erfüllte die Kirche mit betäubender Freude.

Zwanzigtausend Männer vom großen Bendeerheer drangen in Bressuire ein, mit La Rochejacquelein und Lescur.

Sie schritten zu dieser Kirche, deren Stimme sie gerufen. Michael von Hauteroche umschlang sein Weib und sein Kind. Die Befreiten stürzten zu den Füßen ihrer

Brüder, küßten ihre Hände, weinten vor Freude, be-
rauscht durch diese jähe Wiederkehr zum Leben und
durch die sonnige Mailuft nach dem drohenden Er-
stickungstod . . .

„Ite, Missa est . . .“ schloß der Abbé Gouret mit
segnender Gebärde.

Drittes Kapitel. Marie-Jeanne und die „Weissen“.

Das Kreuz auf der Brust waren die Bendeer in den Krieg gezogen. Sie hatten keine Waffen, nur Stöcke mit aufgepflanzten Sicheln, knorrige Keulen, Moorgabeln und verkehrt eingesezte Sensen.

Jetzt besaßen sie Marie-Jeanne!

Und auf dem Platz von Bressuire feierte Marie-Jeanne, von Maikränzen umwunden, ihren Triumph.

Die Bauern fühlten sich unüberwindlich: sie hatten Marie-Jeanne! Sie taufte sie wie eine Heilige und führten Pia von Hauteroche und alle befreiten Gefangenen zu ihr hin.

„Nun, Frau Marquise, küssen Sie sie nur! Das ist ein tapferes Mädchen; sie gehorcht aus lauter Freundschaft wie wir alle. Sie kann nicht reden; aber sie schreit: ‚Es lebe der König!‘ und: ‚Tötet die Republikaner!‘ lauter, als wir alle zusammen. Ihr sollt sie nur erst am Werk sehen!“

Pia hob ihren kleinen Didier auf, daß er den kupfernen Mund küsse.

Marie-Jeanne war eine Kanone und besaß übernatürliche Tugenden: sie war eine Wunderthäterin. Die verstand das Mähen! Das machte Eindruck auf die Bauern. Die fürchte die Felber besser als die Pflüge und predigte lauter als der Herr Pfarrer. Die war eine kühne Heilige! Sie hatte bereits dreizehn Stück Kanonen von gleichem Kaliber, Feldschlangen, zehn Fuß lange Achtpfünder nach sich gezogen: eine furchtbare Artillerie für dieses Heer, das sich mit Gebeten statt Kugeln, mit Rosenkränzen als Munition und Skapulieren als Schilden erhoben hatte und dessen Soldaten das Zeichen des Kreuzes machten bei jedem Schuß, den sie abfeuerten.

In der ersten Zeit hatten sie Kanonen aus gehöhlten Baumstämmen und Strohmannen als Kanoniere vorgeschoben, und diese drohenden Silhouetten hatten beim Gefecht die „Blauen“ in die Flucht geschlagen.

Jetzt besaßen sie Marie-Jeanne.

Während der Schlacht sprangen sie zuerst auf die Kanonen los, weil diese ihrer Meinung nach große, todspeiende Bestien waren, die man fest bei den Hörnern fassen sollte, wie daheim die ungezähmten Stiere.

Waren die Wächter tot und war die erzene Bestie gebändigt, so kehrte man sie gegen den Feind um.

War die Schlacht gewonnen oder verloren, gleichviel, nichts konnte diese Männer mehr zurückhalten: sie kehrten in ihre Weiler zurück, legten ihre Sensen wieder zu-
recht, mähten die Gräser ab, wie sie die Menschen nieder-
gemäht, trieben ihre Ochsen, wie sie die „Blauen“ getrieben,
und schrien: „Hü!“ und „Dia!“ statt den Namen des
Königs. Erklang die Abendglocke, so standen sie bar-
haupt in der Furche, murmelten ihre Gebete und sahen
Gott vorüberstreiten. Die Sturmglocke rief sie zu
einem neuen Feldzug. Dann verließen sie Heuernte,
Mühle und Hof und eilten zum Kampf wie zu einem Fest.

Diese Bauern trugen Ziegenfelle, große, niedergekrämpfte Filzhüte, sie gingen oft barhaupt, die Brust bloß, dem Winde preisgegeben. Ein farbiges Herz Jesu war auf ihr Kleid genäht, ein rotes Tuch um ihren Hals geschlungen. Sie sahen wie „Räuber“ aus.

Der Name verblieb ihnen.

Diese Briganten wurden durch Heilige geführt. Dies waren der unerschrockene, ritterliche La Rochejacquelein, ein zwanzigjähriger Marquis, Cathelineau, ein Hausierer, der Heilige vom Anjou, dann der Marquis von Vescure, der Heilige von Poitou, der Marquis von Bonchamps, ein christlicher Held, D'Elbée genannt der General Vorführung, Stofflet, der frühere Bildmeister von Maulverrier, und endlich Charette!

Während des Gefechtes hielten ihre Priester die Arme gen Himmel gestreckt, die im Dorf zurückgebliebenen Weiber füllten die Kirchen, fielen auf die Scholle nieder beim ersten Musketenfeuer, und die ganze Vendée, im Gebet vereinigt, rief dem ewigen Heerführer zu: „Segne unsere Waffe!“

Wie geschah es, daß dieses fromme, sittenreine Volk sich hinreißen ließ, diesen blutigen verhängnisvollen Krieg anzufangen? Es lebte im Frieden des goldenen Zeitalters in diesem herben, vom Ozean begrenzten Bocage, wo die Menschen im Thal pflügen, am Strand fischen und auf der Heide jagen.

Die Revolution war in Paris ausgebrochen. Man entfernte die Priester, die sie verehrten, schaffte die Herren ab, denen sie gerne dienten, man köpfte den König, den sie liebten, und beschimpfte den Gott, den sie anbeteten!

Man verlangte all ihre Söhne zum Krieg. Sie lehnten es ab, mit den Gottlosen und den Königsmördern zu ziehen. Sie empörten sich gegen Paris. Dort wurde ja die Vernunft zur Gottheit erhoben und das Göttliche entheiligt.

Dort sang man das „Ca ira!“ — hier waren sie beim „Ave Maria“ stehengeblieben. Ihre altertümlichen Türme zeigten nicht die Pariserzeit an. Dantons Finger hatte den Zeiger nicht gerückt auf ihrer Sonnenuhr. Die Stunde des Gebetes läutete noch für sie, dieweil von der hohen Warte der Notre-Dame die Sturmglocke des Schreckens heulte. Wohl war es der Krieg der Unwissenden, welche die Pechfackel des Fanatismus der Leuchte der Vernunft vorzogen, der Krieg der Blinden, die das Licht nicht sahen, das man ihnen anbot. Aber sie besaßen ein innerliches Licht: den Glauben. Und hatte auch Voltaire gelacht und Rousseau gepfiffen, ihr schönes Licht war nicht erloschen.

Sie waren unwissend, konnten ihre Finke nicht von der Rechten unterscheiden, sie nährten sich aus Schwarzkorn und sprachen eine tote Sprache; aber sie lebten in

Frieden. Die meisten konnten nur in den Sternbildern, in den Wolken und in den Pflanzen lesen, sie schrieben mit dem Pflug, zeichneten Furchen, und ihre Bücher waren Ernten, und ihre Werke hießen: Brot!

Sie kannten nichts, rein nichts.

Aber sie kannten Gott.

Königtum und Glaube herrschten seit vierzehnhundert Jahren, und plötzlich sagte man diesen Bauern: „Gott existiert nicht, und die Könige sind gut zum Köpfen!“

Sie wollten es nicht fassen.

Sie waren von jeher allen Neuerungen abhold: ist Gott neu? Man wollte die Leuchte der Vernunft in ihre Finsternis bringen, sie verschmähten diese Helle. Man vergaß, daß ihre Finsternis wie ihre geheimnisvollen, fürchterlichen Wälder aussah: die Sonne drang sie mit goldenen Speeren, die weiße Dame schritt durch die schattigen Gründe, und die Feen badeten ihre Schönheit in der schlummernden Flut ihrer Weiber.

Die altehrwürdige Wahrheit sprach noch zu ihnen durch die Sterne, stieg empor aus dem Abgrund der Zeiten, der Gott des Hirten Amos sprach zu ihnen, dieweil Paris unter Robespierre's Stimme erbebt.

Gott war im Wind, der ihre Thäler reinigte, er war in der Wärme, die die Samen sprossen ließ, im Schoß der Erde, in der Sonne, die die öde Heide zu blühen zwang, im Nebel, der über dem Moor schwebte, im Schnee, der das Bocage weich umhüllte.

Sie konnten ohne Gott nicht bestehen.

Er war ihr Korn, ihre Wolle, ihr Flachs, ihr tägliches Schwarzbrot, sie würden ohne ihn nackt und hungrig sein, und ihr Land würde zum Dorngehege.

Darum standen sie alle auf und schwangen drohend ihre Sensen, als man ihnen Gott mit Gewalt entreißen wollte.

Doch erst im Jahr des Schreckens dekretierte die Vendée die Gegen-Revolution. Das fromme Dorf lehnte sich gegen das gottlose Paris auf!

Sie dachten nur an die künftigen Gefechte an diesem Maimorgen, wo sie auf dem Platz von Bressuire ihre Marie-Jeanne, die Siegreiche, Gottgesandte mit blühendem Weißdorn und Rosenkränzen umwanden.

Sie wähten sich unbesiegbar: bald würde ihre Fahne auf allen Zitadellen Frankreichs flattern, und ihr kleiner König befreit, zöge aus dem Gefängnis, um den Thron seiner Väter wieder einzunehmen.

Einst würde dann der König das tapfere Bocage mit seiner Anwesenheit beehren, er würde es mit dem teuer erkauften Namen der „Vendée“ taufen und den schlummernden Scharen und dem Volk der Ueberlebenden zurufen: „Meine Kinder, ich bin mit euch zufrieden!“

(Fortsetzung folgt).

Fern vom Neste.

Novellette von Adolphe Ribaux, übersetzt von Emma Wiepfing.

Der Palast San Giorgio in Genua liegt zwischen der Börse und dem belebtesten Teile des Hafens. Im vierzehnten Jahrhundert wurde er von der Handelsaristokratie gegründet; die untern Räume waren für die berühmte Bank San Giorgio bestimmt, der man eine glänzende Zukunft prophezeite, die aber infolge der Bürgerzwistigkeiten jener traurigen Zeit schnell zu Grunde ging.

Der Palast San Giorgio, der im venezianischen Stil, leicht und imposant zugleich, erbaut ist, zählt heutzutage zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt; er sollte von den Reisenden noch mehr beachtet werden. Im Erdgeschoß befindet sich das Archiv, im ersten Stock sind schöne, mit Fresken geschmückte Säle, deren größter viele Büsten berühmter Männer enthält, die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammen. Der übrige